

Strassenmagazin Nr. 468  
31. Jan. bis 13. Feb. 2020

CHF 6.- davon gehen CHF 3.-  
an die Verkaufenden



Bitte kaufen Sie nur bei Verkaufenden  
mit offiziellem Verkaufspass

# SURPRISE



Amazon

## Pakt mit dem Teufel

Amazon baut in Seattle eine Notunterkunft  
für Obdachlose. Zynisch oder echte Hilfe?

Seite 8

«Bei mir ist von der Hoffnung auf ein gutes Ende nicht mehr viel übrig.»

JOSE ÁNGEL SILVA



## Geschenkt wird einem nichts

Migration Tag für Tag steht José Ángel Silva an einem Busbahnhof in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá und verkauft er illegal Zigaretten, Lollis und Bonbons. Weil er muss. Und ein bisschen, weil er will.

TEXT SEBASTIAN SELE FOTOS RONALD PIZZOFERRATO



September 2009. Als der beste Basketballspieler aller Zeiten – Name: Michael Jordan, Grösse: 1,98, Alter: unsterblich – in eine weitere Hall of Fame aufgenommen wurde, schloss er seine Rede mit den Worten: «Sag niemals nie, denn Grenzen sind, genau wie Ängste, oft nur Illusionen.» Er erhob dabei seine Stimme, wohl um dieser Aussage eine würdige Portion Dringlichkeit zu verleihen. Das Publikum im Saal dankte es ihm mit Applaus. Das Internet mit Millionen von Klicks.

September 2019. Ein anderer Mann – Name: José Ángel Silva, Grösse: normal, Alter: um die 30 – steht an einem Busbahnhof der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá. Dort sagt er Dinge, die niemand mitbekäme, würden sie nicht hier stehen. «Die Welt ist einfach so», zum Beispiel, und dass er mit Mitleid nichts anfangen könne.

Was Michael Jordan und José Ángel Silva auf den ersten Blick unterscheidet: fast alles. Was sie auf den zweiten Blick verbindet: Die goldgefärbte Silhouette des besten Basketballspielers aller Zeiten steckt in José Ángel Silvas linkem und rechtem Ohrfläppchen. Was die beiden auf den dritten, vierten oder hundertsten Blick vereint: die Überzeugung, dass es immer weitergehen muss. Dabei hätte, zumindest für den einen von ihnen, alles anders kommen sollen.

Eigentlich hätte es nie so weit kommen sollen, dass José Ángel Silva darüber nachdenken muss, wie man Lollis der Geschmacksrichtungen Erdbeer, Himbeer und Orange am kundenfreundlichsten präsentiert. Er hätte gar nicht erst an diesem Busbahnhof stehen sollen. «Ich träume von einer eigenen Metzgerei», sagt José Ángel Silva. Acht Jahre habe er bereits auf dem Beruf gearbeitet, jeweils Geld zur Seite gelegt. «Ich wusste, welches Lokal ich kaufen möchte.» Doch etwas stellte sich zwischen ihn und seinen Traum: der Niedergang eines Staates, seiner Heimat Venezuela.

«Du musst grosse Dinge zuerst von dir selbst erwarten, bevor du sie tun kannst.»

MICHAEL JORDAN

Das Land – Lage: Nordküste Südamerikas, Einwohner: über 30 Millionen, Sprache: Spanisch mit markantem Akzent – wurde kurz gesagt ein Opfer der Politik. Etwas ausführlicher gesagt war und ist seine Wirtschaft zu stark vom Ölpreis abhängig, führte und führt sein Präsident zu autoritär, eckte und eckt sein Staatsmodell im kapitalistischen Teil der Welt an. Die Folge: Seit 2013 steckt Venezuela in einer Wirtschaftskrise, die rasch in auch zu einer humanitären wurde. Unbezahlbare Nahrungsmittel, nicht vorhandene Medikamente, Inflationsraten von bis zu einer Million Prozent.

2018 lag die Armutsquote bei 90 Prozent. Die Polizei soll im gleichen Jahr 5300 bis 7500 Menschen getötet haben. Über viereinhalb Millionen Venezolaner haben das Land inzwischen verlassen. Für «nichts, nichts, nichts» habe es gereicht, sagt José Ángel Silva.

«Versagen kann ich akzeptieren. Aber ich kann es nicht akzeptieren, es nicht zu versuchen.» MICHAEL JORDAN

Spricht José Ángel Silva über andere Migranten, spricht er von Menschen, die Dinge tun, die er nie tun würde. Kinder zum Betteln vermieten zum Beispiel. Oder Sachen verkaufen, die man geschenkt bekommen hat. «Das dürfte nicht sein», sagt er dann. «Gott sieht alles.» Die Diskussion darüber, ob es sich bei diesen Vorkommnissen um Einzelfälle handelt oder nicht, ob diese abstrakten Ängste vor einem Gott der Realität entspringen, dürfte ihm egal sein. José Ángel Silva scheint die Abgrenzung zwischen sich und den anderen zu brauchen, um selbst wachsen zu können. Und so meint er, verstanden zu haben, was viele andere nie verstehen werden.

«Der grösste Unterschied zwischen Venezuela und Kolumbien liegt darin, dass sich Arbeit hier lohnen kann», sagt er. In Venezuela sei es egal, wie viel man opfere. Es führe zu nichts. Hier dagegen sehe man, nach harter Arbeit, immerhin ein Ergebnis. Es scheint vielen nicht leicht zu fallen, diese neue Realität zu akzeptieren. In Venezuela wa-



Bei den Kinderrechten geben sie sich Venezuela und Kolumbien die Hand – zumindest auf dem Graffiti.

ren Gas und Elektrizität umsonst. «Viele Migranten gehen davon aus, dass ihnen auch in Kolumbien alles geschenkt wird», sagt José Ángel Silva. Doch man müsse akzeptieren, dass es eben Dinge gebe, die sich nicht ändern lassen. Die Heimat: ist nicht hier. Das Aufnahmeland: hat seine eigenen Regeln. Das Geld: irgendwo muss es herkommen. Und so steht José Ángel Silva jeden Tag von mittags bis abends an einem Busbahnhof in Bogotá und verkauft Zigaretten, Lollis und Bonbons.

### «Scheitern ist der Schlüssel zum Erfolg.»

MICHAEL JORDAN

400 Kilometer war José Ángel Silva zu Fuss gegangen, von der Grenzstadt Cúcuta über den Pass von Berlín, bevor er am 11. August 2018 in Bogotá ankam. «Eigentlich wollte ich in Cúcuta bloss Essen kaufen», sagt er. Doch auf persönliche Pläne nimmt die dortige Realität – Arbeitslosigkeit: 18 Prozent, Grenzen: kontrolliert von Paramilitärs, Entführungen: an der Tagesordnung – wenig Rücksicht. «Alle haben gesagt, in Kolumbien findest du Arbeit.» Aber José Ángel Silva musste feststellen: Die Jobs existieren zwar, doch nicht für ihn. Denn

um Arbeit zu bekommen, braucht man eine Arbeitsbewilligung. Und um eine Arbeitsbewilligung zu bekommen, braucht man einen Pass. Und um einen Pass zu bekommen, braucht man zwischen 1000 und 3000 US-Dollar. «Unbezahlbar», sagt er. Der gelernte Metzger musste betteln gehen. «Ich habe mich so geschämt.»

### «Rennst du gegen eine Wand, kehr nicht um. Finde heraus, wie man sie überwindet.»

MICHAEL JORDAN

Schritt für Schritt verdiente José Ángel Silva etwas Geld. Schritt für Schritt konnte er im neuen Land ein neues Leben beginnen. Er fand einen Job bei einem Metzger, der Leute auch schwarz anstellt. «Dort musste ich von morgens bis abends arbeiten», zum gleichen Lohn wie hier am Busbahnhof. Doch der Arbeitstag dauerte fünf Stunden länger. «Lieber werde ich auf der Strasse von der Polizei belästigt als von einem Arbeitgeber ausbeutet», sagt José Ángel Silva. Den Bauchladen, in dem er seine Produkte präsentiert, hat er selbst gebastelt.

Im Dezember folgten ihm seine Frau und seine Tochter nach Bogotá nach. Bereits vier Monate später konnte die Tochter dank einer Anlaufstelle für Migranten auf eine Schule gehen. «Mathe ist ihr Lieblingsfach», sagt José Ángel Silva, und dass es wichtig sei, nicht beim Betteln zu bleiben. Sobald sich die Situation in Venezuela bessert, möchte er zurück in seine Heimat.

Gleichzeitig setzt der venezolanische Präsident 150 000 Soldaten an die Grenze zu Kolumbien in Marsch. Zehn Jahre zuvor, im September 2009, nannten US-Medien Michael Jordans Rede zur Aufnahme in die Naismith Memorial Basketball Hall of Fame «belanglos» und «unelegant».

«Wandle eine negative Situation immer in eine positive um», sagte Michael Jordan einmal. Und José Ángel Silva sagt: «Die Welt ist einfach so.» Es muss immer weitergehen.

Dieser Artikel wurde durch den Medienfonds i real21 – die Welt verstehen unterstützt und entstand in Zusammenarbeit mit Tiziana Amico.

## Eine rechte Regierung begrüsst Migranten

Migration Südamerika kämpft mit einer der grössten Migrationskrisen unserer Zeit. Ausgerechnet das konservativ regierte Kolumbien hält seine Grenzen offen.

Immer wieder betont der kolumbianische Präsident Iván Duque, sein Volk müsse die Venezolaner wie Geschwister behandeln. «Gerade weil wir verstehen, dass es einen Unterschied gibt zwischen unserem Brudervolk in Venezuela und dem Regime, das die Menschen unter seinem Stiefel zermalmst, gerade deshalb reichen wir unseren Brüdern und Schwestern, die immer wieder über unsere Grenze strömen, die Hand der Freundschaft», sagte er an der UN-Generalversammlung. Die Konsequenz: Die Grenze zwischen Kolumbien und Venezuela bleibt offen, während andere Nachbarstaaten die ihre schliessen. Mehr als 1,5 Millionen Venezolaner kamen seit Beginn der Krise nach Kolumbien – so viele wie in kein anderes Land.

Die Worte des konservativen Präsidenten entspringen aber nicht nur solidarischer Überzeugung, sondern auch einer guten Portion Opportunismus. Denn die 2219 Kilometer lange Grenze ist nicht kontrollierbar. Es existieren gerade einmal sieben legale Grenzübergänge, dagegen stehen Hunderte von illegalen Übergängen unter der Kontrolle der Paramilitärs.

Das kolumbianische Volk sieht die Angelegenheit dementsprechend etwas anders als ihr Präsident. Anfang Dezember 2019 zeigten in einer Umfrage 69 Prozent eine ablehnende Haltung gegenüber venezolanischen Migranten. Die Zustimmung für die Regierung sinkt schon seit Längerem. Auch in Kolumbien kam es kürzlich zu einem Generalstreik und zu Protesten.

Bereits Ende 2017 lancierte die Weltflüchtlingsorganisation UNHCR in Kolumbien ein Programm, das ausschliesslich die Bekämpfung der Fremdenfeindlichkeit gegenüber Menschen aus Venezuela zum Ziel hatte. Noch immer berichten Venezolanerinnen und Venezolaner in Kolumbien, egal aus welcher gesellschaftlichen Schicht, von fremdenfeindlichen Erfahrungen. Im besten Fall waren nicht sie selbst betroffen, sondern Freunde. Im schlimmeren Fall müssen sie sich beim Amt hinter Einheimischen einreihen oder bekommen wegen ihrer Herkunft keine Jobs und Wohnungen. Im schlimmsten Fall sterben sie daran. Im ersten Halbjahr 2019 soll gemäss einer Studie jeden Tag ein Mensch aus Venezuela getötet worden sein. Die Gründe sind Fremdenfeindlichkeit und der fehlende Zugang zu Jobs und Sozialleistungen. Fast jeder zweite aus dem Nachbarland Geflüchtete in Kolumbien hat keine Arbeitsbewilligung.

Die Situation in Kolumbien hat sich nicht nur durch die hohe Zahl an Migranten zugespitzt, sondern auch durch deren Zusammensetzung. Kamen zu Beginn der Krise gut Ausgebildete, sind es inzwischen vor allem Menschen aus den unteren Schichten – oft im Glauben, in Kolumbien würde das Leben schon irgendwie besser werden.

Über 4,6 Millionen Venezolanerinnen und Venezolaner haben ihre Heimat in den letzten fünf Jahren verlassen. Fast so viele wie in Syrien. Das UNHCR schätzt, dass sich diese Zahl bis Ende 2020 auf 6,5 Millionen erhöhen könnte.